

dtv

Nach langer Abwesenheit kehrt Paul Spielmann nach Wien, in die Stadt seiner Geburt, zurück. Er mietet eine Wohnung und streift eher ziellos durch die Stadt.

In einem Antiquitätengeschäft sieht er ein Klavier, das ihn an seine Großmutter erinnert – genau so eines hatte sie besessen. Eine zierliche Frau war seine Großmutter gewesen, Krankenschwester von Beruf, und in ihrem Leben hatte sie wenig von dem gehabt, was man Glück nennt. Paul Spielmann hörte auf Spaziergängen durch das zerbombte Wien viele Geschichten von seiner Großmutter, und nun, Jahrzehnte danach, nimmt er den Faden wieder auf und sucht nach ihrer eigenen Geschichte.

Peter Henisch setzt sich, mehr als dreißig Jahre nach seinem Buch ›Die kleine Figur meines Vaters‹, noch einmal mit seiner Familiengeschichte auseinander. Mit einprägsamen Bildern erinnert sich Peter Henisch an jene Frau, von der er das gelernt hat, was sein weiteres Leben prägen sollte: das Erzählen.

*Peter Henisch*, geboren 1943 in Wien, Studium der Germanistik, Philosophie, Geschichte und Psychologie. Mitbegründer der Zeitschrift ›Wespennest‹ und der Musikgruppe ›Wiener Fleisch und Blut‹. Peter Henisch wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Rauriser Sonderpreis für Literatur und dem Anton-Wildgans-Preis. Sein Roman ›Die schwangere Madonna‹ wurde 2005 für den Deutschen Buchpreis nominiert, 2007 stand ›Eine sehr kleine Frau‹ wiederum auf der Auswahlliste für diesen Preis.

Peter Henisch

Eine sehr kleine Frau

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Peter Henisch sind im Deutschen Taschenbuch Verlag  
erschienen:

Die schwangere Madonna (13591)  
Die kleine Figur meines Vaters (13673)  
Schwarzer Peter (13975)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



3. Auflage 2012  
2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2007  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter  
Verwendung eines Fotos von ullstein bild/Imagno  
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13866-6

## *Erster Teil*



Es war fast Mitternacht, als ich das erste Mal an diesem Geschäft vorbeikam. In einem Lokal, in dem ich mich fehl am Platz fühlte, hatte ich ein wenig getrunken. Sollte ich nicht. Die Tabletten, die mir der Arzt verschrieben hatte, enthielten Valium. Aber eigenartigerweise fühlte ich mich nicht schläfrig, sondern wach.

Das Schaufenster war nicht beleuchtet, doch das Klavier zog meinen Blick auf sich. Dabei stand es im Hintergrund, im Vordergrund finstere Ölbilder und Stilmöbel. In der Mitte zwei Pianos, die mich nicht weiter interessierten. Aber der Flügel, den ich zuerst bloß aus den Augenwinkeln gesehen hatte, übte eine geradezu magnetische Wirkung auf mich aus.

Ich kam also genaugenommen nicht an diesem Geschäft vorbei, sondern blieb fürs erste ein paar Minuten davor hängen. Möglicherweise auch länger. Ich hatte das Gefühl, daß die Zeit anders verstrich als sonst. Auch räumlich war ich ein bißchen desorientiert. Das war meine Stadt, aber ich war lange weg gewesen.

Mir waren die Geräusche in der neuen Wohnung noch fremd. Eigentlich war es eine alte Wohnung. Eine ebenerdige Wohnung in einem alten Haus. Zwischen mir und dem Himmel war nur der Dachboden.

Ich hatte den Vertrag unterschrieben, ohne lang zu zögern. Die Wohnung war viel zu groß für mich, aber sie gefiel mir. Sie war nicht möbliert, sie war geräumig leer. Durch die hohen Türen hatte man schöne Durchblicke von Zimmer zu Zimmer.

Schaute ich aus dem Fenster, so sah ich in den Innenhof. Es

gab Fenster und Türen zu zwei anderen Wohnungen, aber die Mieter waren nicht da. Trotzdem glaubte ich von irgendwoher Klaviermusik zu hören. Einige Male, als ich die Schwelle zu Schlaf und Traum schon fast überschritten hatte, holte mich ein Knarren oder Knacken, das inmitten der Stille extrem laut erschien, zurück.

Als ich endlich einschlief, muß es fast vier gewesen sein. Aber um neun war ich wieder vor dem Laden. *Antiquitäten & Klaviere*, stand auf dem Portal. *Ständiger Ankauf von Verlassenschaften*.

*Geschäftszeiten Montag bis Freitag 15 bis 18 Uhr und nach telefonischer Vereinbarung.* Diese Information, klein gedruckt, auf einer Visitenkarte, die innen am Schaufenster klebte, hatte ich in der Nacht übersehen. Es war mir jedoch ganz recht, daß jetzt niemand da war. So konnte ich das Klavier genauer betrachten. Zwar nach wie vor durch die Glasscheibe und aus einer Distanz von vier bis fünf Metern. Aber in Ruhe und nun immerhin bei Tageslicht. Ja, es war tatsächlich ein schwarzer Stutzflügel. Leider standen die beiden Pianos (eines der Marke Bechstein und eines der Marke Petrof) im Weg.

Wieder brauchte ich eine gewisse Zeit, um mich von der Anziehungskraft, die dieses Instrument auf mich ausübte, zu lösen. Allerdings war das bei Tag leichter als in der Nacht. Die Passanten auf dem Gehsteig und die Fahrzeuge auf der Straße verhinderten ein totales Versinken. Nach einer Weile schaffte ich es, wirklich weiterzugehen, stadteinwärts oder stadtauswärts, die Richtung war mir nicht ganz klar, aber das war egal, ich hatte ohnehin kein Ziel.

Am Nachmittag gegen vier kehrte ich zurück, nun war ein älterer Mann im Geschäft. Wahrscheinlich der Inhaber selbst, er saß über eine alte Zeitung oder ein Dokument gebeugt und



las mithilfe einer Lupe. Als er seinen Blick hob und mich durch das Glas der Tür, vor der ich immer noch stand, ansah, schoß mir das Blut in den Kopf. Rasch trat ich beiseite und nahm das Mobiltelefon aus der Tasche, so, als hätte mich gerade in diesem Moment jemand angerufen.

Das Geschäft zu betreten schaffte ich erst am dritten Tag. Im Café vis-à-vis hatte ich einen doppelten Weinbrand gekippt. Ich trat ein, grüßte, und tat vorerst so, als würde ich mich für einen Schreibtisch interessieren. Ein schönes Stück, sagte der Antiquitätenhändler, aus der Verwandtschaft der Wiener Werkstätte.

Einen Schreibtisch hätte ich durchaus brauchen können. Den Klappstisch, auf dem ich vorläufig schrieb, hatte mir die Vermieterin geliehen. Das schöne Stück hier war allerdings viel zu teuer. Ich müsse noch überlegen, sagte ich, und dann versuchte ich den Eindruck zu erwecken, als hätte ich das Klavier im Hintergrund gerade erst gesehen.

Ich tat ein paar Schritte darauf zu, dann blieb ich stehen, um durchzuatmen. Tatsächlich. Es handelte sich um einen *Bösendorfer*. Das Holz schwarz glänzend, die Metallteile in einem etwas matt gewordenen Goldton. Die Tasten in den höheren Bereichen leicht vergilbt, eine davon ein bißchen lädiert durch einen Sprung im Elfenbein.

Die abgeschlagene Stelle an der linken Seite des Klangkörpers fand ich allerdings nicht.

Konnte es sein, daß man sie so perfekt ausgebessert hatte? Oder war die Verletzung rechts gewesen? Für einen Augenblick sah ich mich in dem ovalen Spiegel, der hinter dem Klavier an der Wand hing, und erschrak.

Keine Scheu, sagte der Antiquitätenhändler, probieren Sie nur. Dieses Instrument hat einen wunderschönen Klang.

Im Stehen schlug ich einige Töne an.

Minimalistisch. Der Mann mußte nicht merken, daß ich nicht wirklich Klavier spielen konnte.

Außerdem wollte ich mich nicht zu sehr auf dieses Klavier einlassen.

Die Ähnlichkeit war frappant. Sogar der Geruch schien zu stimmen.

Ein zartbitterer Duft zwischen schwarzer Schokolade und Uralt-Lavendel.

Kaum waren die Töne im Raum, hatte ich diesen Geruch in der Nase.

Na, sagte der Antiquitätenhändler. Klingt es nicht wirklich gut?

Ja, hätte ich beinahe gesagt, es klingt noch besser, wenn man darunter sitzt.

Doch ich besann mich und unterließ das lieber.

Ja, schön, sagte ich möglichst emotionslos und klappte den Deckel zu.

Der Antiquitätenhändler klappte ihn wieder auf – allmählich wirkte er gereizt.

Ich gab ihm auch Grund dafür: Auf dem Rückzug hätte ich beinah eine Stehlampe umgeworfen.

So passen Sie doch auf!

Entschuldigung, sagte ich.

Eine komische Figur. War das ich oder war das ein anderer?

Ohne daß ich danach gesucht hätte, fand ich einen Internet-point. Ich setzte mich an einen der Bildschirme und mailte ein paar Zeilen. Nicht an Ruth, dazu fühlte ich mich noch nicht in der Lage. Aber an Harry, dazu fühlte ich mich verpflichtet.

Dear Harry, schrieb ich, so I am back in Vienna. After so many years it feels strange. I've found an apartment in one of the outlying districts. A part of the town I hardly knew before.

Maybe it's better so. Maybe this is how things ought to be. I hope you don't mind that I burden you with my affairs. You are not just the lawyer, I trust, but also my friend. Thank you for both, understanding and helping

Yours

Paul

Dann ging ich noch eine Weile kreuz und quer. Das Klavier aus dem Antiquitätengeschäft spukte mir nach wie vor im Kopf herum. Natürlich war *dieses* Klavier nicht *jenes* Klavier.

Obwohl... Diese Ähnlichkeit... Aber nein, das war doch Unsinn!

Das konnte nicht das Klavier meiner Großmutter sein. Das Klavier, das sie damals völlig unerwartet gekauft hatte. Jedenfalls unerwartet für meine Eltern und mich. Ich war damals drei oder vier. Die Oma hatte uns zu sich eingeladen.

Wir sind mit der Stadtbahn gekommen und an der Station Kettenbrückengasse ausgestiegen. In der Stadtbahn noch die blau gefärbten Scheiben, auf dem Naschmarkt, wo wir Schnittblumen kaufen, die russischen Soldaten. Diese Erinnerung ist dunkel, aber sie hellt sich auf, als wir in die Mühlgasse einbiegen. Die Großmutter erwartet uns schon vor dem Haustor, sie breitet die Arme aus, als ich auf sie zulaufe, sie steht mitten in einem Fleck Sonne und lächelt.

Sie lächelt aber auf ganz besondere Art. Sie lächelt – ja, das ist es: sie lächelt schelmisch. Die Oma hat ein Geheimnis, sagt mein Vater. Ja, sagt sie, als wir in den Hausflur treten, in dem das Licht wieder gedämpft ist, aber bunt, gefiltert durch die Butzenscheiben zum Hof, die trotz der Bombentreffer in der Nachbarschaft nicht zerbrochen sind, oben in meiner Wohnung wartet eine Überraschung.

Wie wir dann die zwei Stockwerke bis zur Wohnung der Großmutter hinauf steigen. Die Zeit, zu der ich die Treppen-

stufen noch einseitig in Angriff genommen habe, immer mit dem linken Fuß voran, den rechten dann auf das jeweils erreichte Niveau nachziehend, ist noch nicht lang vorbei. Nun aber beherrsche ich das Treppensteigen beinahe schon wie ein Erwachsener, einen Fuß vor den anderen setzend, abwechselnd links und rechts. An diesem Nachmittag jedoch stolpere ich zwei, drei Mal beinahe, so ungeduldig bin ich.

Endlich sind wir oben und die Großmutter sperrt die Tür auf. Mein Herz klopft. – Eine Überraschung? Was mag das sein? – Wir treten in das winzige, nur durch eine weiß lackierte Holzwand von der Küche abgeteilte Vorzimmer. Und dann öffnet die Großmutter die Tür zum Zimmer und da steht das Möbel.

Groß und schwarz. Beinahe das halbe Zimmer nahm es ein. Stutzflügel oder nicht. Davon hatte ich damals noch keinen Begriff. *Zu* groß und *zu* schwarz. Ja, mir erschien das Klavier vorerst als Fremdkörper. In dieser vertrauten Wohnung. Ich war befremdet und enttäuscht.

Daß die Großmutter nicht mir, sondern sich selbst etwas schenkte! War das richtig? Ich hatte da meine Zweifel. Mißtrauisch ging ich um das Klavier herum, nahm seine Witte- rung auf. Der Geruch war mir noch neu. Es dauerte eine Weile, bis ich ihn mochte.

Dann aber schlug die Großmutter einen Ton an. Und noch einen. Und einen dritten. Und dann war schon der Ansatz einer Melodie im Raum. Wie flink ihre Finger sich auf den Tasten bewegten! Wie kleine, muntere Tiere kamen sie mir damals vor, die sich freuten, daß man sie endlich wieder losgelassen hatte.

Und das traf ja auch etwa den Sachverhalt.

Ich hab gar nicht gewußt, sagte meine Mutter, daß du Klavier spielen kannst.

Ja, sagte die Großmutter, als junges Mädchel habe sie es ge-

lernt. Doch dann sei das Leben, das sie bis dahin geführt habe, abgerissen, jetzt wolle sie wieder daran anknüpfen, wo es damals abgerissen sei.

Justament. Das war eines der Lieblingsworte der Großmutter.

Wie alt war sie damals? Das war im Jahr 1947 oder 1948.

Da mußte sie ungefähr so alt gewesen sein wie ich jetzt.

*Es ist eine Schande, aber ich weiß ihr Geburtsdatum nicht.*

Auf einer Bank in einem Park sitzend notierte ich diesen Satz.

Es könnte der erste Satz einer Geschichte sein.

Das wäre eine Geschichte über eine Großmutter und ihren Enkel.

Sie ist seit Jahren tot, er war seit Jahren fern von hier, auch fern von ihr, aber dann ...

Nein, aber ich wollte mich nicht mehr auf so etwas einlassen. Nicht auf das Schreiben von Geschichten, damit hatte ich Schluß gemacht. Daran würde meine Rückkehr nichts ändern. Paul Spielmann. Diesen Namen sollte der Literaturbetrieb vergessen.

Schon wahr, ich hatte trotzdem vom Schreiben gelebt. Aber das hatte nichts mit meinem früheren Leben zu tun. Über das Schreiben zu schreiben, das war etwas anderes. Und anderen Leuten das Schreiben beizubringen.

Noch dazu in einer anderen Sprache. In dieser Distanz hatte ich mich drüben ganz gut eingerichtet. Eine Stelle am German Department an einem netten, kleinen College. Und abgesehen von der Literaturwissenschaft, die sich dort ungestört treiben ließ als hier, die Kurse für Creative Writing.

Aber warum hatte ich dann meinen Vertrag als Professor für deutschsprachige Literatur am Bates College mit Schluß des vergangenen Semesters auslaufen lassen? Und warum war ich nicht auf das Angebot eingegangen, wenigstens die

Schreibkurse weiterzuführen? Warum saß ich jetzt statt im gepflegten Garten des Campus auf einer Bank in diesem eher schäbigen Park?

Das war eine Geschichte, die ich genausowenig schreiben wollte.

Noch schien die Sonne fast sommerlich, aber dahinter war schon die herbstliche Kälte zu ahnen. Feine Fäden glitzerten in der Luft, winzige Spinnen ließen sich darauf treiben. Indian Summer, in Maine war er besonders schön, aber dort hatte ich meine Zelte abgebrochen. Altweibersommer hatte das die Großmutter genannt, mit einem versonnenen Ausdruck im Gesicht, das sie der Sonne entgegen hielt, trotz allem.

War das im Stadtpark? Ja, möglicherweise war es beim Wetterhäuschen. Oder beim Teich. Da fütterten wir die Schwäne. Manchmal erhaschte auch eine Ratte ein Stück Brot. Schon gut, sagte die Großmutter. Die Ratten wollen auch leben.

Erst sei sie ein junges Mädchel gewesen, auch wenn ich mir das wahrscheinlich kaum vorstellen könne. Dann eine junge Frau, aber das sei bald vorbeigegangen. Dann eine Frau in den sogenannten besten Jahren, aber leider in schlechten und nach und nach immer böseren Zeiten. Und jetzt ..., sagte sie.

Jetzt bist du meine Oma, sagte ich.

Ja, lachte sie. Da hast du recht.

Meine Großmutter zu sein, das war durchaus eine Aufgabe, die sie ernst nahm. Manchmal schien es tatsächlich, als ob sie diese Aufgabe total ausfüllte. Und meine Eltern stellten das gern so dar. Ich sei ihre letzte Liebe. Ihr Ein und Alles.

Bis zu einem gewissen Grad hätte ich es der Oma zu verdanken, daß ich überhaupt auf der Welt sei. Die Oma habe mich sozusagen bestellt. Wie das genau zugegangen sein sollte, davon hatte ich als Kind im Vorschulalter natürlich nur

eine vage Idee. Es traf jedoch zu, daß meine Großmutter eine besondere Beziehung zur Ankunft von Babys hatte – sie war Schwester auf der 1. Geburtsstation im Wiener Allgemeinen Krankenhaus.

Meine Eltern und ich, wir kamen dort öfter vorbei. Auf einen Sprung, wie meine Mutter das nannte. Manchmal durften wir bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Säuglinge werfen, die mir immer ein bißchen unheimlich waren, wie sie da entweder eingeschnürt nebeneinander lagen oder kurz von ihrer Einschnürung befreit mit verschrumpelten Beinchen in der Luft ruderten. Um diese Engerlinge ging es allerdings nur am Rande.

Zentrale Szene jener Spitalsbesuche: Die Großmutter in ihrer Schwesterntracht, blau und weiß, wie sie aus einer nur einen Spaltbreit offenen Milchglastür winkt. Und dann huscht sie heraus auf den Korridor, ein Säckchen aus Packpapier in der Hand. Und damit hat es eine ganz besondere Bewandnis.

Darin befanden sich nämlich Lebensmittel. Weißbrot, Biskuit, Dosen mit Nestlé-Kindernahrung, vor allem aber Milch. Das war ein wichtiger Beitrag zu meiner Ernährung. Ich war in jenen mageren Jahren ein wohlgenährtes Kind, und meine Großmutter war stolz darauf.

Daß sie die Lebensmittel für mich beiseite schaffte, lag auf der Hand. Auch wenn meine Vorstellung davon ähnlich vage war wie die von der Herkunft der kleinen Kinder. Meine Eltern redeten davon zwar mit heiteren Mienen, aber mit gedämpften Stimmen. Die Großmutter würde wahrscheinlich auch Pferde für mich stehlen, meinte meine Mutter.

Allerdings gab es damals, das muß im Jahr 45 oder 46 gewesen sein, nur mehr sehr wenige Pferde in Wien. In einer dunklen Erinnerungssequenz liegt ein Roß schon halb skelettiert auf der Straße, aber graue hohlwangige Leute schneiden noch Fetzen und Fasern von Fleisch aus seinem Leib. Ist das

tatsächlich meine Erinnerung oder habe ich das irgendwo gelesen?

Vielleicht habe ich einen Film gesehen. Vielleicht habe ich geträumt.

Was man so träumt.

Du bist also wieder da, sagt die Großmutter. Wie siehst du denn aus? Ich hätte dich kaum erkannt. Nur an den Augen. Aber warum schaust du so traurig?

Im Aufwachen muß ich mich erst in der neuen Wohnung orientieren.

Hier ist das Klappbett, auf dem ich liege, dort ist der Klapp Tisch, auf dem ich schreibe. Und dort ist die Tür, durch die ich hoffentlich ins Badezimmer finde. Da ist das Fenster, aber draußen ist es noch dunkel. Von irgendwoher glaube ich Klaviermusik zu hören, aber vielleicht ist das nur ein Nachklang aus dem Traum.

Dann höre ich Kehrgeräusche draußen im Hof. Ach ja, der Kastanienbaum! Ach ja, die abfallenden Blätter! Ich gehe in die Küche und stelle Teewasser auf. Wie das Wasser in die Kanne rinnt, wie der Boden der Kanne die Herdplatte berührt – in der immer noch fast leeren Wohnung hat jedes Geräusch ein unverhältnismäßig lautes Echo.

Teetrinkend lese ich, was ich gestern notiert habe. Vielleicht sollte ich die handschriftlichen Notizen doch abtippen. So lang ich sie selbst noch lesen kann (eine rein praktische Überlegung). Während ich den Laptop hoch fahre, versinke ich in den Anblick der Hände auf den Tasten.

Meine Hände und die Hände der Großmutter. Erstaunlich flink, wie sich ihre Finger bewegten. Sie hatte sehr kleine Hände. Wollte sie eine Oktave greifen, so mußten diese Hände hüpfen. Das sah lustig aus. Da mußte ich wider Willen lachen.



Siehst du, sagte die Großmutter. Sie spielte jetzt irgendein Kinderlied. Hörst du, sagte die Großmutter. Ein Ton gab den andern. So wie ein Wort das andere gibt. *Hänschen klein ging allein*. Oder *Kommt ein Vogel geflogen?* Die Töne flogen durch den Raum und zum Fenster hinaus.

Draußen war der Hof, und auf der anderen Seite des Hofes wohnte die Frau Zillner. Sie stand am Fenster und schaute, sie stand am Fenster und lauschte. Die Frau Zillner war alt, und die Klaviertöne waren neu. Die Frau Zillner war die älteste Mieterin im Haus, viel älter als die Großmutter, aber die Klaviertöne schienen auch ihr zu gefallen.

Jetzt du, sagte die Großmutter. Sie nahm meine Finger und führte sie auf die Tasten. Meine Hände waren damals noch viel kleiner als die ihren. Wenn sie meine Finger festhielt und auf die Tasten nieder drückte, tat das ein bißchen weh. Aber auch das gab Töne, wenn auch schwächere als die von der Großmutter angeschlagenen.

Na also, lächelte die Großmutter, das geht doch schon. Es ging aber zweifellos besser, wenn sie selbst spielte. Von den Kinderliedern, für die sie keine Noten brauchte, kam sie wieder auf Musik, die sie aus irgendeinem Notenheft ablas, in meiner Erinnerung schaut sie nun mit ernstem, fast strengem Blick durch ihre Brille mit den runden Gläsern und dem schlichten Drahtrahmen. Zu viele Töne auf einmal – die Mutter verdreht die Augen, aber der Vater hebt mich hoch und ermöglicht mir einen ersten Blick ins Innere des Klaviers, das jetzt offen steht, da drin ist etwas wie eine Harfe verborgen, mit dickeren und dünneren Saiten, auf die kleine Holzhämmerchen schlagen.

Das hatte schon etwas. Davon ging eine gewisse Faszination aus. Aber in diese Beobachtungsposition kam ich damals nur mit Hilfe des Vaters, der Mutter oder sonst eines Erwachsenen. Unter den Flügel schlüpfen hingegen konnte ich

ganz selbständig. Das war die Position, die ich für die nächsten paar Jahre bevorzugte.

Wahrscheinlich hätte mich diese Position auch gereizt, wäre das Klavier irgendein stummes Möbel gewesen. Wie andere Kinder in diesem Alter auch, liebte ich die Höhlen. Aber diese Höhle war etwas ganz besonderes. Wenn die Großmutter oben in die Tasten griff, saß ich da unten eingehüllt in einen rundum vibrierenden Klang.

Die Großmutter oben also und ich unten. Ihre kleinen Hände und ihre kurzen Beine. Auch wenn sie den Sitz des Klavierhockers ganz tief hinunter schraubte, mußte sie sich sehr strecken, um die Pedale zu erreichen. *Sie war eine sehr kleine Frau.* Ja. auch mit diesem Satz könnte die Geschichte beginnen.

Sie war eine sehr kleine Frau – in den Kaufhäusern Gerngroß und Herzmansky, zu deren treuesten Kundinnen sie zählte, paßten ihr oft Kleider aus der Kinderabteilung. Als sie mit über achtzig nach einem Oberschenkelhalsbruch nicht mehr recht auf die Beine kam und vorübergehend in einem Pflegeheim untergebracht war, das wir uns auf die Dauer nicht leisten konnten, scheint sie sich tatsächlich wieder wie ein Kind gefühlt zu haben. Habt ihr mir meine Puppe mitgebracht? fragte sie – Katrin' und ich, die sie anscheinend für ihre Eltern hielt, schüttelten etwas beklommen die Köpfe. Sie aber nickte und sank zurück, hockte in der Ecke und sah drein wie das kleine Mädchen auf der Fotografie, die sie mir manchmal gezeigt hatte, ein kartonstarkes Bild von jenem matten Brauntönen, der die gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgenommenen Fotos so schön macht.

Eine sehr kleine Frau war sie, ja – ins Kino nahm sie in ihrer alten Krankenschwesterntasche zwei Telefonbücher mit. Wenn sie auf denen saß, war sie oben so groß wie andere

Leute, aber unten baumelten ihre Beine. Sie packte die Telefonbücher erst aus, wenn das Licht erlosch, und schob sich dann mit einer Technik, die sie im Lauf der Jahre perfektioniert hatte, auf den hochgestapelten Sitz – die hinter ihr Sitzenden bemerkten das kaum. Am Ende des Films aber galt es, wieder hinunter zu gleiten und die Bücher in der Tasche verschwinden zu lassen, bevor das Licht anging, etwas, das sie bei aller Benommenheit durch die großen Ereignisse, die noch vor kurzem auf der Leinwand zu sehen gewesen waren, nicht immer schaffte – sobald ich anfang, ihr über den Kopf zu wachsen, ging ich in solchen Fällen ein paar Schritte voraus und wartete, am Ende der Reihe in die Luft schauend, bis sie die Telefonbücher endlich wieder in der Tasche verstaut hatte.

Meine Mutter nannte diese Tasche eine Hebammentasche. Aber meine Großmutter ist nie Hebamme gewesen. Sie war allerdings Säuglingsschwester im Allgemeinen Krankenhaus. Kurz nachdem man sie – eigenartigerweise etwas früher als damals üblich – in Pension geschickt hatte, kaufte sie das Klavier.

Ein Wort gab das andere, ein Satz gab den anderen. So wie ein Ton den anderen ergab, so war das. Ich mußte aufpassen, daß ich nicht rückfällig wurde. Mein Leben als Schriftsteller hatte ich vor zwanzig Jahren beendet.

In der Entwöhnungsphase war es mir dreckig gegangen, doch nach einer Weile hatte ich mich besser gefühlt. Zumindest erleichtert. Da war nicht mehr dieser dauernde Anspruch an mich selbst. Keine Aufgabe, die ich mir selbst gestellt hatte, gewisse (wenn auch im Grund genommen läppische) Aufgaben stellte ich nun meinen Studenten und Kursteilnehmern. Ich war, so sah ich das damals, mit fast vierzig, endlich erwachsen geworden – wollte ich jetzt regredieren?

Ich machte Notizen, okay, aber mehr sollte das nicht werden. Notizen, die Großmutter betreffend, an die ich mich erinnerte. Daß ich mich nun an sie erinnerte, mehr als in all den Jahren zuvor, hing mit meiner Rückkehr zusammen, das war also kein Wunder. Allerdings trugen gewisse Zufälle und Phänomene dazu bei, diese Erinnerung zu intensivieren.

Zum Beispiel jetzt wieder diese Klaviermusik. War sie in meinem Kopf oder war sie draußen, in der sogenannten Realität? Ich ging in die Küche und nahm eine Flasche Milch aus dem Kühlschrank. Doch. Von hier aus hörte ich es noch deutlicher. Jemand spielte Klavier.

Das ist aber nicht irgendein Klavier, sagte die Großmutter, sondern *ein Bösendorfer*. Die Betonung, die sie auf dieses Wort legte! Zwar kein Konzertflügel, sondern eben ein Stutzflügel. Aber ein Konzertflügel hätte ohnehin nicht in ihr Zimmer gepaßt.